

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 157.

Donnerstag, den 9. Juli

1925.

Mächte im Blut.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Wilhelmine Fleck.

(Nachdruck verboten.)

Schöne Tage folgten, in denen Lothar seines Bräutigamsstandes so recht von Herzen froh wurde. Daß er nicht nur Jolts Verlobter, sondern auch der Schwiegerohn Herrn August Werdermanns sei, war kaum störend. Der frühere Inhaber von „Werdermanns Tattersall“ verbrachte die Nachmittage meistens in der Stadt, in seinem Kontor oder sonstwo, und das „Auto mit Fürstentuf“ schrie die Tatsache gefällig in die Welt hinaus. „Tatli-tata,“ die Lust ist rein. — — —

Wenn jemand Lothar früher gesagt hätte, daß er bei seinem ruhigen Naturell sich einmal gleich von der Faust weg verloben würde, so hätte er das höchstens unter dem Einfluß eines Rausches oder einer Sinnensaufwallung für möglich gehalten und demgemäß bewertet. Etwas derartiges war wohl auch mit ihm im Spiel gewesen, aber Besseres stand dahinter. Ihm gefiel Jolt so, wie sie eben war, mit ihrer resoluten Frische, ihrer Warmherzigkeit, ihren gelegentlichen kleinen Verbheiten und ihrer unerschütterlichen guten Laune. Die war das Liebenswerteste an ihr. Selber von sehr ausgeglichenerm Temperament, waren ihm Frauen verhaßt, die Launen hatten und unter „Stimmungen“ litten. Er sprach das Jolt gegenüber auch einmal aus. „Ja,“ sagte sie, „vor Launen bist du bei mir sicher, aber meine Rucken habe ich trotzdem auch. Milch ist bekanntlich das sanfteste Getränk, aber wehe, wenn sie überkocht, dann ist kein Halten.“

Er lachte. „Ich möchte dich wohl mal überkochen sehen.“

„Lieber nicht. Es möchte dir am Ende doch nicht gefallen und mich würde es hinterher so genieren, als wär' ich in einem altmodischen Kleid zu Ball gegangen. Nein, nein, ein paar Illusionen sind in der Liebe nützlich und nötig.“

„Hast du die auch über mich?“

„Das weiß man selber doch nicht. Ich hoffe aber eigentlich, daß du genau so bist, wie du scheinst und wie ich dich lieb hab'. Ich will dir nicht sagen, wie sehr. Das muß man nämlich nicht. Man gibt damit seine besten Trümpfe aus der Hand.“

Lothar lachte hell auf. Es kam so drollig heraus und erinnerte zugleich doch ein wenig an Vater Werdermann. Im Grunde zuckte er jedesmal ein bißchen, wenn er auf solche Ähnlichkeiten stieß, obgleich er sich sagte, daß vernünftigerweise niemand Jolt daraus einen Vorwurf machen könne. Sie hatte eben ihr Bebelang vom „Geschäft“ reden hören. Unter seiner Leitung würde sie später schon lernen, ihre Weltanschauung nicht nur nach geschäftlichen Gesichtspunkten zu orientieren. — — —

In der nun folgenden Zeit nahm der Dienst ihn sehr in Anspruch, und so geschah es, daß er ein paar Tage hintereinander nicht nach Seehof kommen konnte. Als er sich danach wieder vorstellte, empfing Jolt ihn so getränkt, wie es bei ihrer heiteren Wesensart nur möglich war. „Ich hab' nicht geahnt, daß du Anlage zur Rücksichtslosigkeit hättest. Tag für Tag hab' ich vom Mansardenfenster aus mit dem Fernglas den Weg abgesehen, den du kommen mußt und immer vergeblich.

Die Mädchen, deren Schätze unfehlbar jeden Abend antreten, grinsten schon hinter mir her. Du hättest mir doch wenigstens schreiben können.“

Er kitzte und streichelte sie. „Armes Schnudchen. Ich hatte dir doch gesagt, daß der Oberforstmeister zur Revision käme; hast du das vergessen?“

„Ich pfeif' auf den Oberforstmeister,“ schmollte sie.

„Du hast eben keine Ahnung von Subordination und Dienstverhältnissen, du freier Vogel,“ lachte er. „Es tat mir ja selbst am meisten leid, aber Liebe muß manchmal hinter dem Dienst zurücktreten. Das wird auch künftig vorkommen.“

„Gott, der Dienst! Laß doch den Dienst! Wer weiß, wie lange du überhaupt noch Oberförster bist.“

Er lachte hell auf. „Soll ich mich so schlecht führen, daß man mir den blauen Brief gäbe? Wovon sollte ich alsdann meine Frau ernähren?“

„Wir brauchen die Oberförsterei gar nicht.“

„Na höre mal, jetzt redest du „Stuß“, wie dein Vater sagen würde.“

„Im Gegenteil, ich rede höchst vernünftig. Es ist nämlich etwas Wunderschönes passiert. Vor drei Tagen hab' ich's schon erfahren und kam beinahe um vor Ungeduld, weil ich's dir nicht erzählen konnte. Eigentlich sollte ich dich nun strafen, und es heute noch für mich behalten, aber es mag Gnade für Recht ergehen. Also setze dich, spitze die Ohren und höre. Vater hat das Gut Drusenow gekauft.“

„Gehört das nicht einem Herrn von Winterskirch?“

„Ja, er ist aber vor einiger Zeit gestorben, und seine einzige Tochter, die in Japan verheiratet war, lebt ebenfalls nicht mehr. Ihr Mann, der drüben zu bleiben gedenkt, legt auf sein Gut in Europa keinen Wert und wollte es lieber los sein. So hat Vater es gekauft. Es ist ein fabelhafter Glücksfall, daß er's gekriegt hat, und es war überhaupt nur möglich, weil er mit dem juristischen Vertreter der Erben geschäftliche Verbindungen hatte, und ihm ein paar gute Worte und sonst noch was gab. Es ist ein wahres Turmrennen nach dem Gut gewesen. Vater sagt, Drusenow hat den besten Boden in der ganzen Gegend, und der Besitzer kann kloßig reich werden, wenn er zu wirtschaften versteht.“

„Im, wenn's dich freut, soll es mich auch freuen. Gewiß ist Grund und Boden heutzutage die beste Kapitalanlage, aber ich sehe nicht recht ein, wie du und ich durch diesen Kauf berührt werden sollen.“

„Wir werden sehr dadurch berührt. Wir sollen doch in Drusenow wohnen.“

Er lachte. „Kind, laß dir den Puls fühlen. Drusenow liegt mindestens zwanzig Kilometer entfernt und noch dazu in einem ganz andern Kreis. Ein Oberförster gehört aber in seine Amtswohnung, sonst ist er in seinem Beruf unmöglich.“

„Du gibst das Amt eben auf.“

Er fuhr aus seiner lässigen Stellung auf. „Was redest du nur. Meinen Beruf soll ich aufgeben?“

„Warum nicht, wenn du Besseres dafür kriegst? Ist's denn so ideal, ewig Forstrechnungen durchzusehen, Auktionen zu veranstalten, Holzwärter zu kontrollieren?“

„Schah, nimm's nicht übel, das verstehst du nicht. Ich liebe meinen Wald, wie der Pfarrer seine Kanzel liebt, der Professor das Katheder, der Schauspieler die Bühne.“

„Wenn es nur um Wald zu tun ist, den hast du in Drusenow auch, und es ist dein eigener. Vater sagt, es ist ein großes Areal, und die Jagd soll auch gut sein. Du lehrst mich schießen und dann gehen wir zusammen los. Eine Dame im Jagdstüm wirkt immer fabelhaft schneidig. Ich hab' mir schon eins bestellt. Aber die Flinte wollt ich lieber erst dein Urteil hören. Das Herrenhaus ist auch instand. Nicht so hübsch wie das Seehöfer, aber doch stattlich, und schließlich können wir ja noch ein Türmchen und eine Loggia anbauen.“

„Um Gottes willen“, rief Lothar. „Ich kenne das Haus, es ist ein schlichter, stilreiner Renaissancebau. Willst du etwa auch gußeiserne Reiherr davor aufstellen?“

„Warum nicht? Ich finde diese Reiherr sehr hübsch, sie beleben das Bild. Aber wenn dir Reiherr lieber sind — die gibt es auch.“

Als er nicht antwortete, fuhr sie fort. „Die Innenräume sollen durchaus herrschaftlich sein, große Zimmer, auch ein richtiggehender Festsaal. Den weihen wir gleich mit einem thé dansant ein. Du, darauf freu' ich mich. Ich tanze fast noch lieber als ich reite.“

„Sag', kannst du die modernen Tänze?“

„Nein. Sie sind mir auch ganz wurscht“, sagte er kürzer, als es sonst seine Art war. Er nahm einen silbernen Bleistifthalter vom Tisch und drehte ihn hin und her. War es Isolt wirklich ernst mit diesem verrückten Drusenower Plan?

„Du kannst mir's nicht verdenken, daß ich mich auch als Frau mal amüsieren möchte. Natürlich, wenn ich eine arme Kirchenmaus wäre wie Fräulein von Engelbrecht, dann ginge es ja nicht, aber so —“

„Sm.“

Einem Augenblick blieb es still zwischen ihnen. Jeder spürte im andern den heimlichen Widerstand. Dann fing Isolt mit Beharrlichkeit wieder an: „Ich weiß mit deinem Beruf nicht so recht Bescheid, Lothar. Du bist ja wohl Staatsbeamter. Wann müchtest du also deine Entlassung einreichen?“

„Die will ich gar nicht einreichen.“

„Aber du mußt, du mußt, du mußt. Zum 1. Oktober soll Drusenow übergeben werden.“

„Mag es. Das ist meines Vaters Angelegenheit.“

„Lothar, du bist gräßlich.“

„Danke.“

„Du ärgerst mich.“ Sie zupfte nervös an ihrer Bluse.

„Du weißt doch, daß wir in Drusenow wohnen sollen, daher mußt du zur Stelle sein, den Besitz antreten. Ein tüchtiger Inspektor ist da, der auch bleiben will, aber du, als Herr, mußt doch —“

Lothar warf den Stift hin und stand auf. „Sprichst du wirklich im Ernst?“

Sie lachte ärgerlich. „Nein, dieser Mann. Nun erschöpfe ich mich damit, ihm ein glänzendes Geschäft auseinanderzusetzen, und er fragt, ob es ernst sei. Hat man Worte?“

Aber Lothars Gesicht glitt ein strenger und fremder Zug.

„Liebling, dann laß dir sagen, daß ich auf dies sogenannte Geschäft niemals eingehen werde.“

„Auch nicht, wenn ich dich bitte, Lothar?“

„Verzeih, auch dann nicht. Der Mann führt die Frau in sein Haus. Nicht sie ihn in das ihre.“

„Aber Lothar — nein, das ist denn doch —. Ich hab' schon mehrmals bemerkt, daß du die Neigung hast, mit uralten Sprichwörtern aus dem Schullesebuch um dich zu werfen. Von diesem weiß man nicht einmal, wo es steht.“

„Es ist eins der ungeschriebenen Gesetze, die in jedes rechten Mannes Gefühl eingegraben sind. Der Mann soll die Frau schützen, hegen, versorgen, kurz um den Ausdruck nochmals zu gebrauchen — sie in sein Haus führen. Mir sind die Kerle immer verächtlich gewesen, die vom Vermögen ihrer Frau schmarröhten.“

Fortsetzung folgt.

Gang durchs Korn.

Von Siegfried von Seefeld.

Am Sonntagnachmittag geht der Bauer im festtäglichen Rock, mit schwarzem, breittrempigem Filabut, steif und bedächtig über die Felder. Die rissigen, abgearbeiteten Hände, ungewohnt des Nichtstuns, schlentern mühsam und unbedarftig zu beiden Seiten, greifen hier und da nach einer Ahre, einem Grashalm oder ziehen das rote Sackuch hervor, um sich sonntäglich zu schmeuzen.

Hinter dem Bauer, respektvoll drei bis vier Schritte entfernt, schreitet die Bäuerin. Ihr schwerer Atlasrock, den sie feierlich mit beiden Händen vom Erdboden aufrafft, rauscht und knittert, die schwarze Haube bauscht sich im Winde, und die blanten Kugeln des Rosenkranzes glitzern im flimmernden Sonnenglanz.

Beide gehen schweigend, ein wenig gekrümmt, wie von einer Last oder Bürde niedergebogen. Die Last des Wertes, die Würde der Arbeit ruht schwer und hoheitsvoll auf ihren hageren, gebückten Schultern. Auch am Sonntag läßt die Erde ihren Blick nicht ins Freie schweifen: Berge, Wälder, weiße Wolken im unergründlichen Blau — das alles sieht der Bauer nicht.

Sein scharfes Auge haftet am Boden: hier prüft er den Kartoffelader, der schon in kleinen aufgebauften Gräbern, wie ein endloser Kinderfriedhof, daliegt, dort den Straffen, wie ein Heer von Ulanenlanzen starrenden Hater, den fetten, in roten Blütenbällen flammenden Klee, und das in vollen Ähren wogende lichtgrüne Meer des reifenden Kornes.

Alles sieht der Bauer, schätzt den Ertrag, überlegt, was morgen, was übermorgen, was in der Woche zu tun ist. Er ist der Herr der Schöpfung, der den Gang der Ereignisse von der Aussaat bis zur Ernte bestimmt, aber auch ihr Knecht, der von allen ihren Launen, von Regen und Sonne, wie sonst keiner, abhängt. Deshalb ist er zugleich stolz und demütig, trotzig und ergeben, im Bewußtsein seiner Kraft und Ohnmacht.

Im zähen Kampf mit der widerspenstigen Erde, mit Mühseligkeiten und Unfällen aller Art ist er argwöhnisch und halsstarrig geworden; er traut nicht der Gunst des Wetters, und verzweifelt nicht im Unglück. Die Kartoffeln stehen auf — wenn aber die Dürre noch lange anhält... Der Regen ist hoch und schwer — wenn aber ein starker Guß ihn zu Boden schlägt... Hinter jeder Hoffnung lauert ein Wenn, aber hinter jedem Wenn auch eine Hoffnung. Über allem aber lastet die Arbeit, die den Rücken krümmt und Blick und Hände an die Erde fesselt, um ihr die Frucht abzuringen.

Auch am Sonntag läßt die Erde ihren Herrn und Knecht nicht frei: zwischen Morgen und Abend, zwischen Andacht und einer Maß Bier schreitet der Bauer, steif und bedächtig über die Felder. In ehrfürchtigem Abstand folgt ihm die Bäuerin.

Beide gehen schweigend, den Blick prüfend auf den Acker geheftet. Im weiten Umkreis schwingen sich Berge und Wälder im blauen Dunst. Aber sie sehen es nicht.

Der Ruckuck ruft vom nahen Hollerberg, die Schnarrwachtel schnarrt im feuchten Bielengrund. Aber sie hören es nicht.

Sie gehen ein wenig gebeugt, auf grünem Feldweg zwischen endlos wogendem Korn. Auf ihren hageren, gebückten Schultern ruht schwer und hoheitsvoll die Last des Wertes, die Würde der Arbeit.

Requiem.

Skizze von Hans Janßen (Düsseldorf).

Er kam von Wien. Mit Sehnsuchtsarmen hatte es ihn, den Jungen aus dem Hamburger Armenviertel, heim und an die Gräber seiner Toten gezogen. Und nun stand er selbst ein alter Mann und dem Grabe näher, als er wußte, auf dem Bonner Sterntorfriedhof, wo neben Schumann, Niebuhr, Arndt und Dahlmann so viele große Toten schlafen. Da stand er, nun selbst ein berühmter Mann und das dritte große B hinter Bach und Beethoven, wie sein Freund Bülow von ihm sagte, an der Gruft derer, die ihm das Feuerste im Leben waren. Und doch er hatte den Freund und Meister, dessen Züge das weiße Steinbild so getreulich wiedergab, wegen der Frau, die neben ihm schlummerte, beneidet. Aber war aus diesem Neid auf Robert und seine Kinder, aus dieser heimlichen Liebe zu Clara nicht sein Bestes und Höchstes geboren worden — das deutsche Requiem?

D. er liebte den Ruhestat der Toten. Er liebte die Toten überhaupt mehr als die Lebenden. Stundenlang mochte er bei ihnen verweilen, Stundenlang in den stillen Friedhofsgängen sich ergeben. Und wenn er in Hamburg ein Konzert gegeben hatte — was tat er dann am anderen Morgen? Er trug die Kränze, die ihm gereicht worden waren, auf des Vaters Grab. Und also hätte kein tägliches Gebet, auch das für die Toten, lauten können:

Immer schauen, immer hören
In sich selbst und nie genug...
Das ist Beten — niemals hören
Einer Seele leisen Flug! —

Johannes Brahms setzte sich auf die Granitbank, ließ den langen, weißen Spitzbart auf die Brust sinken und gedachte seiner Toten, die hier ruhten. Mit beiden war er ja

den letzten Weg gegangen, und heidema! war es ein so schöner Tag wie heute, und heidema! zwitscherten die Vögel so lebensfroh um die Gräber, als gäbe es für sie kein Sterben und kein Abschiednehmen von der Welt.

Es war ein wundervoller Sommerabend Ende Juli, die Luft so lau und tosend wie ein Kinderhändchen, das schmelzchend über eine Wagne streicht, als sie, von Enderlich kommend, dem alten Sterntor in Bonn sich näherten. Barhaupt gingen er, Joachim und Dietrich mit Lorbeerkränzen dicht hinter dem Sarge — junge, junge Männer, das Herz noch heiß und verlangend, und der weiche Sommerwind, untermischt von dem Duft der Blumen auf dem Sarge, strich durch Joachims dunkelbraunes Haar und seinen eigenen hellblonden Schopf. O, sie waren noch so jung, und Schumann war tot! Mit sieben Kindern ließ er seine Klara zurück. War es zu verwundern, daß seine Gedanken auch in diesem Augenblick mehr der geliebten Frau, als dem toten Freund und Meister galten?

Das Glodengeläute wurde lauter, als die Straßen sich erweiterten und der Sarg mit dem kleinen Gefolge sich dem Marktplatz näherte. Da aber krönte es herbei, als wäre das ganze rheinische Volk, von Düsseldorf und Köln, nach Bonn gepilgert, um einen letzten Blick auf den Sarg zu werfen, der unter Kränzen und Palmen die irdische Hülle eines Mannes barg, dessen Lieber in aller Herzen gedrunken waren. Und da standen auch Otto Zahn und Klaus Groth, beide bleich und erschüttert, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich eine Gasse durch die teilnehmende Menge bahnen mußte, als er auf den Marktplatz kam. Leute aus allen Ständen waren herbeigeeilt, als gälte es einen Fürstenzug zu sehen. Es war in der Tat, wie Klaus Groth, der Dichter, später erzählte, als hätte plötzlich, unwillkürlich die Bevölkerung Bonns die Kunde durchschauert: einer der edelsten Deutschen sei auf seinem letzten Wege und wer könne, müsse noch einen letzten Blick tun auf die Reste, die einen Genius ersten Ranges beherbergt und nun dem Staube übergeben würden.

Auch der Kirchhof war schwarz bedeckt von Menschen, und nur wenige haben wohl den Nachruf gehört, den Ferd. Hiller dem toten Freunde mit erstickter Stimme widmete. In ihm Johannes Brahms, aber war ein Tönen, so dumpf, schmerzvoll-bang und doch erlösend, wie ein Requiem.

Und wie still, wie sonntagsstill war es an jenem Pfingstsonntagsmorgen, als er, vierzig Jahre später, wieder hinter einem Sarge durch das alte Sterntor ging. Da meinte er, es sei auch sein letzter Weg, den er seiner einundsiebzigjährigen Klara Schumann beileitete. Als er ihr freilich damals, kurz nach dem Tode ihres Mannes, die Hand bot, da hatte die um zwölf Jahre ältere Frau weh- und schmerzvoll gelächelt. Sollte jetzt der schöne Freundschaftsbund zwischen ihr und dem Zweitundwanzigjährigen, den sie enttäuschen mußte, weil ihr Herz noch immer dem Vater ihrer Kinder gehörte, zu Ende gehen? Aber die Liebe, seine verehrungsvolle Liebe, bestand auch diese Probe. Rein und stark ging sie aus ihr als Sieger hervor, und seine liebevolle Freundschaft zu der auch im tiefsten Anblick standhaften Frau ist zeitlessly so die gleiche geblieben, daß er zu Widmann sagen konnte: „Wenn Sie etwas schreiben, so fragen Sie sich immer, ob eine Frau wie die Schumann mit Wohlgefallen ihren Blick darauf könnte ruhen lassen. Und wenn Sie das bezweifeln müßten, so streichen Sie es aus.“

Und nun war auch Klara tot. Und als die Räder des Totenwagens durch den Friedhofskies knirschten, da war es ihm, als wolle sich der strahlende Pfingsthimmel verfinstern. Das Gewitterscher der Vögel verstummte, und wie umflort von düstern Wollen stand das weiße Steinbild Roberts, das sie ihm vor sechzehn Jahren gesetzt hatten. Etwas Heißendes lag in der Gebärde seiner Hand — so, als greife er, der sich im Leben restlos verschwendete, nach dem toten Gemahl, nach der Frau, die bis in den Tod mit ihrer ganzen Liebe nur ihm — nur ihm gehörte! Und da, hinter dem Grabdenkmal, wo er bei der Enthüllung ein Trauertonaort dirigierte, klang es wie das Grollen gedämpfter Pauken.

Heiß, wie einst im Herzen, brannte es da Brahms in den Augen. Er wollte nicht weinen, nicht nach außen, und so weinte er nach innen, bis sein Herz blutete und er sein tiefstes Requiem litt!

Am Grabe Alzas, aus dem brennenden und tränenlosen Schmerz um ihren Verlust, entstand, wie er meinte, sein Letztes und Bestes, und als er die kleine Grabhaukel ergriff, von ihren Kindern umringt, und leise, leise die Erdkrümchen auf ihren Sarg rieseln ließ, da strahlte wieder der Himmel, die Vögel jubilierten, Robert warf seinen Trauertor ab, und der Tod, der unerbittliche Tod, der ihn von Klara trennte, hatte mit einem Mal seinen scharfen Stachel nicht mehr.

„Sie lebt, und ich sehe sie wieder“, sang es in ihm. „Und liebe, Klara, ich lüge dir ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlaten, wir werden aber alle verwandelt werden.“

„Selig sind die Toten...“

Ganz dicht war Johannes Brahms an die Gräber seiner Toten getreten. Schön an ihm war noch immer die klare, leuchtende Stirn mit den starken Brauen, Nürrisch, wie immer, war aber auch jetzt das wie von Zigarrenrauch gefärbte Gesicht des alten Junggesellen, als er, wie beim Dirigieren, langsam die Hand hob. Aber er gab nicht dem Chor der Vögel das Zeichen zum Anfang, sondern seinem Requiem. Und er leuchtete in sich hinein bis zum Schluß, der tröstend und verbeissungsvoll „Auf Wiederseh'n“ sang.

Ruhe.

Von Frank Crane (New York).

Lord Chesterfield sagte, daß ein Gentleman niemals in Eile sei, und die Schrift lehrt, daß „der, welcher glaubt, nicht eilet“.

Das echte Kennzeichen von Macht ist Ruhe. Die gewaltigen Kräfte im Weltall sind schweigend am Werke. Die Sonne hebt täglich Millionen Tonnen Wassers aus den Meeren und verlorat überdies die Erde — doch wie ruhig sie scheint! Donner, Vulkane und alle lärmenden Gewalten sind schwach, verglichen mit ihr!

In einer Fabrik vernimmst du im obersten Stockwerk, wo die Spindeln laufen ein tolles Geräusch. Aber es ist nur wenig Kraft dort. Du könntest ein Weberhäufchen mit deinem Finger stillestehen machen. Gehst du hinunter, wird der Lärm immer geringer, doch die Kraft wächst. Bist du unten, im Erdgeschos, eine Maschine entdickst, die sich wildernd bewegt, doch mit solcher Kraft in ihrem schweigenden Arm, daß sie dich wie eine Eierchale zermalmen könnte.

Aller Lärm ist Verschwendung. Wenn wir den Lärm des elektrischen Wagens oder der Lokomotive aufheben könnten, würden wir um so viel mehr Dynamik gewinnen.

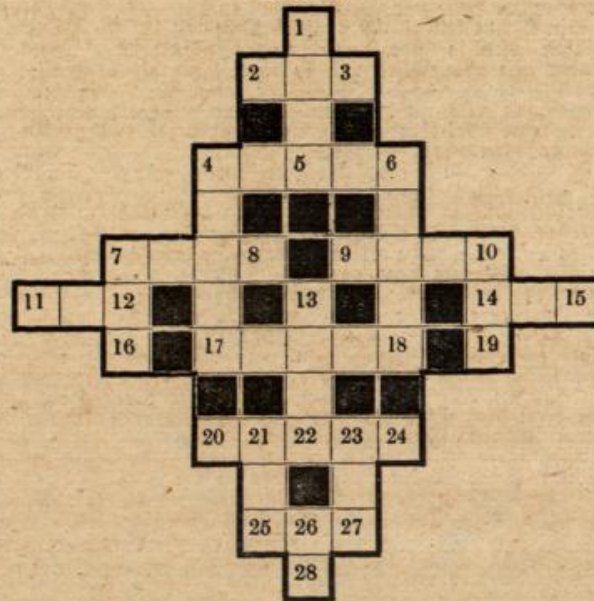
Es ziemt den Menschen daher, sich ruhevoll zu geben. Einfache und schlichte Art der Sprache in sanften Tönen. Denn der Wert des Menschen in der Welt steht im umgekehrten Verhältnis zu seinem lauten Wesen.

Das Lamm ist das sanfteste der Geschöpfe. Doch die Offenbarung Johannis sagt uns, daß am jüngsten Tage die Menschen die Berge anrufen werden: „Fallet auf uns und verberget uns vor dem Antlitz des, der auf dem Stuhle sitzt, und vor dem Horn des Lammes.“ Dies ist ein Bild der furchtbaren Macht der Sanftmut. Gott ist sicher das sanftmütigste der Wesen. Und die größten Männer sind immer die sanftmütigen — die Gentle-Men.

(Übertragen von Max Savel.)

Ueber-Kreuzwort-Rätsel.

(Das Rätsel kann von links nach rechts, von rechts nach links, von oben nach unten und von unten nach oben gelöst werden.)



Es bedeuten die Worte von links nach rechts: 2. Adler. 4. Bücherbrett. 7. Kleiskia. 9. Schwein. 11. Männername. 14. Schwur. 17. Naturerscheinung. 20. Gebirge in Marokko. 25. Kimmel. — Von rechts nach links: 3. Segelstange. 6. Ruhestätte. 8. Stadt in Böhmen. 10. Teil des Weinstocks. 12. Brennstoff. 15. Bestimmter Artikel. 18. Schwarzer Mensch. 24. Brettspiel. 27. Unbestimmter Artikel. — Von oben nach unten: 1. Letzte Ruhestätte. 4. Komponist. 6. Organischer Vorgang. 7. Farbe. 10. Waldtier. 13. Gleich. 21. Klara. 23. Römischer Gruß. 26. Tierlaut. — Von unten nach oben: 5. Futter. 16. Dummer Mensch. 17. Fleißiger. 18. Naturerscheinung. 19. Umstandswort. 22. Begriff aus der Musik. 25. Elend. 27. Die erste Frau. 28. Säugetier.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 151: Waage recht: 2. Rebhaus. 7. Aue. 8. Ubr. 9. Ibeo. 11. Rapp. 12. Sol. 14. Meier. 16. Mai. 18. Edam. 19. Koab. 23. Lot. 24. Neu. 25. Energie. — Senkrecht: 1. Haltestelle. 2. Reagen. 3. Bar. 4. Alt. 5. Sudan. 6. Treppenhaus. 10. Botan. 12. Sem. 13. Lei. 15. Latte. 17. Tonne. 18. Elle. 20. Haus. 21. Ehe. 22. Gig. — Diagonale A—1: „Hugo Stinnes.“



Erfinder und Erfindungen.

Von Ernst Trebellius.

Nicht von der verhältnismäßig kleinen Schar derjenigen Erfinder, die es auf Grund ihrer wertvollen Erfindungen zu Anerkennung, Ruhm und Reichtum brachten, soll heute die Rede sein. Auch die tragischen Schicksale von Erfindern, die durch eigene oder fremde Schuld um den Ertrag ihrer an sich wertvollen Erfindungen gebracht wurden und in Armut starben, mögen diesmal ausbleiben. Nur die große, unbekannte Masse, deren Name überhaupt nicht oder doch nur ein einziges mal in die Erscheinung tritt, nämlich in der Veröffentlichung des Patentamtes nach erteiltem Patent- oder Gebrauchsmusterrecht, soll diese Betrachtung umfassen.

Wie groß die Anzahl der Erfinder ist, die alljährlich „als Greise von dem Ozean der Erfindungen, den sie als Jünglinge mit tausend Wimpeln überqueren wollten, still, auf gerettetem Boot, in den Hafen zurückkehren“, wird sich niemals genau feststellen lassen, da hierüber kaum Kunde in die Öffentlichkeit dringt. Immerhin gestattet die deutsche Patentstatistik sehr lehrreiche Einblicke in den Umfang der menschlichen Erfindertätigkeit. Rechnet man von 56 831 Patentanmeldungen und 53 884 Gebrauchsmusteranmeldungen, die im Jahre 1924 beim deutschen Reichspatentamt einliefen, etwa 10 v. H. als ausländische Anmeldungen ab, so bleiben rund 100 000 deutsche Anmeldungen übrig. Es käme somit auf je 600 Deutsche eine Erfindung, bezw. Neuerung. Da jedoch die Kinder völlig ausbleiben und die Frauen auf diesem Gebiet nur wenig in Erscheinung treten, so darf man annehmen, daß im Durchschnitt jeder hundertste Deutsche sich im Jahre 1924 mit irgend einer Neuerung an das Reichspatentamt gewandt und um Schutz nachgesucht hat.

Läßt sich somit über die erfinderische Tätigkeit der Menschen (in anderen Kulturstaaten dürften die Verhältnisse ähnlich liegen), wenn auch kein vollständiger, so doch immerhin ein ganz interessanter Überblick gewinnen, so gibt es leider keine Möglichkeit, auch die Verwertung der geschützten Neuerungen nach Zahl und Umfang zu ermitteln. Nur selten dringt eine Nachricht über die Verwertung einer Erfindung und über die Höhe der dem Erfinder zustehenden Vergütung in die Öffentlichkeit. Ein ansehnlicher Teil der Erfindertätigkeit wird ja zudem von den Angestellten der Industrie berufsmäßig ausgeführt, und es kommt hierbei überhaupt zu keinem Verkauf, da der Anmelder, eben die Industrie, die Verwertung selbst in die Hände nimmt. Soviel steht jedoch fest, daß der überwiegende Teil aller patentamtlich geschützten Neuerungen niemals — ausgenutzt wird.

Und diese Tatsache bildet das schwarze Kapitel im Buch der Erfindungen. Zwei Klassen von erfolglosen Erfindern lassen sich zunächst unterscheiden: die eine umfaßt diejenigen Personen, die irgend einen Einfall verfolgen und bis zur technischen Verwirklichung reifen lassen, ohne danach zu fragen, ob Gleiches, Ähnliches oder gar noch Besseres nicht schon vorhanden ist (nennen wir sie einmal unvorsichtige Illusionisten), und die andere Klasse wird gebildet von den vorsichtigeren Illusionisten. Die zwar die vorhandenen und geschützten Objekte berücksichtigen, sie umgehen, verbessern oder völlig Neues schaffen, sich jedoch hinsichtlich der späteren Verwertbarkeit in den holdseligen Illusionen wiegen. Scheitert die erste Klasse schon beim Vorprüfer des Patentamtes, sofern es sich um ein Patent handelt, oder am Einspruch des Vorläufers des Gebrauchsmusters, der den gleichen Gedanken schon weit früher schützen ließ, so beginnt der Leidensweg der zweiten Klasse erst mit der Verwertung. Nämlich wenn es sich herausstellt, daß die Herren Fabrikanten gar nicht so erwidert darauf sind, die „umstürzende Neuerung“ einzuführen, oder die Verbraucher sich absolut nicht darum reihen.

Es gibt noch weitere Klassen von erfolglosen Erfindern. Da sind diejenigen, die ihrer Zeit weit vorausseilen und deshalb an der praktischen Durchführbarkeit ihrer Ideen scheitern. In der Vergangenheit stellen der Schneider von Ulm, dem zum Fliegen der Motor fehlte, der amerikanische Kupferstecher Berling, der bereits vor 100 Jahren Dampfmaschinen mit 100 Atm. Druck laufen lassen wollte, u. a. die Vertreter dieser Klasse dar. So tragisch ihr Fall als Einzelschicksal ist, so wertvoll ist die Pionierarbeit, die diese Erfinder für die Zukunft der Allgemeinheit leisten.

Andererseits verhält es sich mit den beiden zuerst angeführten Klassen der erfolglosen Erfinder. Ganz abgesehen von den persönlichen Enttäuschungen und finanziellen Einbußen, die den einzelnen erfolglosen Erfinder treffen, ist es für die Allgemeinheit ein großer materieller und ideeller Verlust, wenn jahrein, jahraus Tausende der fleißigsten und intelligentesten Menschen der Nation (die Trägen und Stupiden werden sich nie mit dergleichen abgeben) in falscher Erfindertätigkeit aufgehen und Illusionen nachjagen. Welche Summe von geistiger Energie wird allein heute noch, um nur ein Gebiet herauszugreifen, auf die Erfindung eines Perpetuum mobile verwendet trotz aller aufklärenden Artikel der Fachleute, in denen bündig nachgewiesen wird, daß die Verwirk-

lichung dieser Ideen an einem Naturgesetz scheitert, das vom Menschen (zu keinem eigenen großen Glück) niemals aufzubrechen werden kann.

Daß die Menschheit ohne die bienenfleißige Arbeit der Erfinder nicht auskommt, hat der Dichter-Ingenieur Max Erb treffend in folgende Worte gefaßt: „Säße der menschliche Erfindungsgeist auf die Wissenschaft warten müssen, so läßen wir heute noch bei unseren feinsten Dinern um kalte, ungelochte Bärenkeulen.“ Bei diesem Ausbruch hatte er freilich die Erfindung des Feuers, des drehbaren Brasierhebes, der Gefäße usw. im Auge und nicht die wassergespülte, rotierende Klosettbürste, womit vor dem Kriege ein pfiffiger Zeitgenosse die Finger der Naturvölker und das Blättchen Papier der Kulturvölker bei gewissen Verrichtungen erleben wollte.

Nicht Erfindungen an sich, sondern Neuerungen, die ausgleich auch einen technischen oder kulturellen Fortschritt darstellen, sei die Lösung des Erfinders. Dann wird in den allermeisten Fällen auch der erhoffte materielle Gewinn nicht ausbleiben.

Die Wolfram-Erzeugung der Welt.

Das Wolfram-Metall hat in dem letzten Vierteljahrhundert immer größere Bedeutung gewonnen, da es sich vortrefflich zur Veredelung des Stahles und zur Herstellung von Metallfaden-Glühlampen eignet. Während bis zum Kriege die Wolframkarben fast ausschließlich in englischen und amerikanischen Händen lagen, hat sich jetzt nach einem Bericht der „Umschau“ das Bild geändert. China, das bis 1916 nur unbedeutende Mengen lieferte, beiztreit jetzt sieben Achtel der Weltproduktion, da der Reichtum der dortigen Lager und die Billigkeit der Arbeitskräfte diese Erzeugung beunruhigt. In Amerika, wo vor dem Kriege am meisten Wolfram gewonnen wurde, wird jetzt fast nichts mehr produziert. An zweiter Stelle steht Birma und an dritter Indochina. Mehr als die Hälfte der Wolfram-Erzeugung kommt zur Weiterverarbeitung nach Deutschland. Die Alliierten nahmen zwar während des Krieges die selbständige Verarbeitung des Wolfram auf, aber haben sie jetzt schon wieder zum größten Teil aufgegeben.

Berschiebung einer Brücke.

In Wien ist vor kurzem eine recht interessante technische Leistung vollbracht worden. Eine der Brücken über den Donaukanal sollte durch eine neue ersetzt werden. Während der Bauzeit mußte der Verkehr über eine Notbrücke aufrecht erhalten werden. Man entschloß sich, hierzu die alte Brücke zu verwenden und sie, um für die neue, im Linienzug der Anschlußstrassen zu bauende Brücke Platz zu schaffen, um etwa 20 Meter stromauf zu verschieben. Es bedurfte dazu eingehender Vorarbeiten, denn die 670 000 Kilogramm schwere Brücke mußte zunächst ein Stück angehoben und auf Wagen abgesetzt werden, die dann auf Schienen zum neuen Standort gefahren wurden. Der riesige Druck erforderte besonders sorgfältige Verlegung der Schienen und Schwellen; die Unterlagen wurden dabei durch dicke Bleche verstärkt und die Wagen selbst mit doppelter Belastung gerüstet.

Zum Ausheben wurden hydraulische Pressen verwendet; zum Verschieben dienten Winden und Fleischzüge. Die eigentliche Verschiebung, die von Hand vorgenommen wurde, ging ohne jede Störung in nur 2½ Stunden vor sich. Bald darauf konnte der Fußgängerverkehr wieder aufgenommen werden und nach wenigen Tagen verkehrten auch wieder Straßenbahnen und Wagen über die Brücke.

Durch die Verschiebung ist nicht nur viel Zeit für den Bau einer Notbrücke gespart worden, sondern die Ausgaben für die Umstellung betragen auch nur rund ¼ der Summe, die sonst hätte aufgewendet werden müssen.

Technische Umschau.

Die Dipekt der Welthäfen. Dr. O. Kammann schildert im Technischen Gemeindeblatt die Berreinigung der Häfen durch das Kohöl (Masut) der Dampfer und die Abgüsse der Dircinigungsanstalten, die den Häfen nahelegen. In Hamburg kommen die letzteren weit mehr in Betracht als die Abgänge der Schiffe, Danks und Motorboote. Durch die Dipekt wird Feuerschiffahrt hervorgerufen, das pflanzliche und tierische Leben beeinträchtigt oder zerstört, werden alle Hafeneinrichtungen, Schiffe und Boote bedroht, ihr Anstrich aufgelöst. Abhilfe ist daher ein unabwiesliches Erfordernis, deren Kosten die Reederei, Schiffer und Dipektgeber zu tragen haben. Ein Verfahren zur Reinhaltung der Gewässer und zur Reinhaltung des Ols aus ihnen wird in Hamburg angewandt, aber die vor den Toren der Stadt auf preussischem Boden liegenden Mineralölwerke unterliegen noch nicht den erforderlichen scharfen Vorschriften.